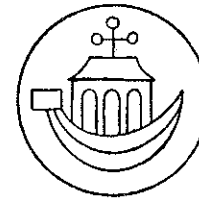


WILHELM VON SCHOLZ

GOETHE IN DER SCHWEIZ



FRIEDRICH LOMETSCH · VERLAG · KASSEL

1356

UNSEREM VEREHRTEN DICHTER
Dr. h. c. et Dr. phil. WILHELM VON SCHOLZ IN DANKBARER VEREHRUNG
DIE GOETHE-GESELLSCHAFT KASSEL

DIESER ERSTDRUCK UNSEREN MITGLIEDERN
ALS JAHRESGABE
1956

35 SC 1159a [1956]

GESAMTHOCHSCHUL-BIBLIOTHEK KASSEL
— Landesbibliothek und Murhardsche
— der Stadt Kassel —

Privatdruck der Goethe-Gesellschaft Kassel

Auslieferung für den Buchhandel: Verlag Friedrich Lometsch, Kassel

Druck: M. Zahnwetter, Sandershausen

Gesamthochschulbibliothek
LMB Kassel



Es war das unmittelbare Lebensgeschehen Goethes: daß alles, was er berührte, was ihn berührte, ihm vom aufgetanen Auge in Schaffensabgründe hinabsank, aus deren Dunkel es licht als bleibende Gestalt des bildgesättigten Wortes wiederkehrte; und nicht nur wiederkehrte! Es trat so umgeschmolzen von neuem aus ihm hervor, daß die stoffliche Wirklichkeit, die es hatte verlieren müssen, durch eine reine Schönheit, durch eine über dem äußerlichen Vergangensein gewonnene Unvergänglichkeit, durch das Jetzt-hörbar-Werden eines Herzschlags und Atems ersetzt war. Dieser Vorgang ist so sein Wesen, daß man aussprechen kann: der zu seinem Alter gekommene Goethe hatte sich an der Folge des Erlebens und des Werkeschaffens in die Welt verwandelt! Er wird das gotische Bauwerk, wenn er von ihm spricht, wird der Granit, die Pflanze, die Farbe, wird Wolke, wird die weite Menschheit — wird es in so tiefem Arttausch, daß man aus seinem Werke zuletzt glaubt, das Buch sei nur ein Abglanz des noch unbedingteren Weltgewordenseins seines ewigen Geistes.

Es ist höchster Genuß zu betrachten, wie das Herzland Mitteleuropas in Goethes Seele einging und wie es immer wieder daraus in der Dichtung aufleuchtete. Die drei Reisen, die wir den Fahrt- und Wandertagen, den Nachtlagern, den Begegnenden und Goethes Eindrücken, Goethes Gefühlen nach genau genug kennen, lieben alle Erdschönheit seiner Dichtung erblühen, während er selbst ihren Wert für sein Leben gleich nach der ersten Berührung mit dem Alpenland in das Wort faßte: „Mir

ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist, nun geh' mir's, wie's wolle, hab' ich doch immer da einen Zufluchtsort.“

Goethe meint einen inneren, geistigen Zufluchtsort. An den hat er sich gewiß unzählige Male in Gedanken begeben, hat in der Schweiz seelisch Erquickung gesucht, Stärkung, Ruhe im zusammengefaßten Erdbild der Schöpfung gefunden. Denn das ist die Schweiz für den europäischen Menschen am tiefsten und wahrsten: Erdbild des Übermaßes der Schöpfung!

Goethe betritt die Schweiz zum ersten Male im Sonnwendmonat 1775. Das Hervorbrechen seiner Dichtung ist vorangegangen. Es trug freilich schon Ruhm, wie sonst erst das langsam gereifte Gebild einer Höhe und Vollendung, aber es wird doch Hintergrund vor der Fülle und Größe des Kommenden. Aus dem Künftigen ist die Schweiz nicht mehr wegzudenken.

Der noch nicht sechsundzwanzigjährige hatte den Werther und den Götz, die Sesenheimer Lyrik geschrieben, den Ewigen Juden und den Faust begonnen. Was sonst vor dem Erleben der Schweiz entstanden war, ist in Schatten gesunken.

Nun sitzt er im „Schwerdt“ in Schaffhausen und schreibt am 7. Juni an Johanna Fahlmer: „Mir ist recht wohl. Könnt' ich nur recht tief in die Welt.“ Das ist Gefühl und Stimmung, die ihn aufschließen für das Wunderland. Er will, als er den Brief abfaßt, erst an den Rheinfall gehen und freut sich, am nächsten Tag Lavater zu sehen. Zwei Töne aus dem Akkord, aus der ihm die Schweiz erklingen wird, zittern in den kaum berührten Saiten vor: die große Natur und bedeutsame Menschen stammhafter besonderer Art.

Unmittelbar glitzert der Zürichsee ins Gedicht bei der lustigen Kahnfahrt vom 15. Juni, deren Wellenwiesen und Rudertakt die „Wolcken angetanen“ Berge entgegenkommen:

Auf der Welle blincken
Tausend schwebende Sterne
Liebe Nebel trincken
Rings die türmende Ferne
1 Morgenwind umflügelt
2 Die beschattete Bucht
3 Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Diese Verse hallen zwischen den Scherzreimen, an denen sich Goethes Reisebegleiter, die Brüder Stolberg, Haugwitz, an denen sich Lavater, Passavant und andere im Boot beteiligen, unsterblich auf, bleiben, lassen ahnen, daß dieses Land, dieser See, diese Berge immer mehr Bild und Klang werden müssen in Goethes Seele. In vielfältiger Spiegelung — noch bedeutsamer: als Durchdringung dieses größten Mannes mit der größten Natur, ohne deren gefühltes Dasein nichts mehr klingen wird, was er dichtet, werden sie sein Leben begleiten.

Man liest es im „Schweizer Notizbuch 1775“, wie die Eindrücke ihn erregen und sich in die aufwallende Seele tief einsenken. Wenn er am 16. Juni in Schwyz aufschreibt: „Müd und munter vom

Berg ab springen voll Dursts u. lachens. Gejauchzt bis Zwölf.“; am 17. Juni, als er nach der Insel Schwanau fuhr: „aufm Lauertzer See hoher herrlicher Sonnenschein für lauter Wollust sah gar nichts (Zwey Maidlen fuhren uns)“; am 18. auf dem Rigi: „in Wolcken und Nebel rings die Herrlichkeit der Welt“; wenn am selben Tag die besonderen Schweizer Klänge als kleine Alpensymphonie angemerkt werden: „das Klocken gebimmel das Wasserfalls Rauschen der Brunn röhre Plätschern Waldhorn“; am 20. dann: „Berg auf. Schnee Laue. Saumroß. Schneehölen. Steeg. Große Fichten. Abgrund. Strahlen“. — — „allmächtig schröcklich.“

Es geht an den Gotthard, aufwärts ins Gewaltige: „Schnee nackter Fels u. Moos u. Sturmwind u. Wolcken das Gerausch des Wasserfalls der Saumrosse Klingeln. Öde wie im Thale des Todes — mit Gebeinen besäet Nebel See.“

Dazwischen blinkt ein Goldstrahl des Schatzes, den Goethe hob — im Glauben, ihn für sich zu heben, bis er ihn in die Hände legte, die ihn endgültig formen sollten — am 19. Juni: „gegen zwey dem Grüdli über wo die 3 Tellen schwuren drauf an der Tellen Platte wo Tell aus sprang. Drauf 3 Uhr in Flüely wo er eingeschifft ward. 4 Uhr in Altdorf wo er den Apfel abschoß.“

Am selben Tage in einem kurzen Brief aus Altdorf an Charlotte Kästner das Ahnen, wie diese Schweiz erst ganz sein Eigen werden wird, wenn er sie nicht mehr um sich hat, nur weiß: „Vielleicht erzähl' ich mehr, wenn mirs abwesend ist, wie mirs wohl eh mit lieben Sachen gangen ist.“

Über die Reise von 1775 fließen die Quellen am spärlichsten. Für Goethe bedeutete sie neben der Natur das Wiedersehen mit Lavater, der 1774 anlässlich seiner sogenannten „Emser Reise“ die persön-

liche Beziehung mit Goethe geknüpft hatte, und das Kennenlernen des Lavaterschen Kreises, mit dem auch der damals berühmte und von Goethe besuchte weise Bauer Kleinjogg in Verbindung stand. Aus diesem Kreise trat Goethe aber am nächsten und wurde durch Jahre seine Freundin, der er seine Dichtungen schon in der Handschrift zusandte: Frau Barbara Schultheß.

In der „dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe“ (Juli 1775) sind Goethe der schaumstürzende Sturz des gewaltigen Rheins, die glänzende Krone der ewigen Schneegebirge, der heiter ausgebreitete See, die Wolkenfelsen und wüsten Täler des grauen Gotthard — sie sind ihm die großen Gedanken der Schöpfung, vor denen in der Seele rege wird, „was auch Schöpfungskraft in ihr ist.“

Er fühlt die enge Beziehung seines Genius zu diesem Lande. Er muß sie aussprechen. Er wird sie nicht mehr verlieren. Er hätte getrost dem Glück der nächsten Nähe, dem Stern der schönsten Höhe ein Drittes beigesellen können, dem er verdankt, was er ist: die Erdgewalten der Schweiz!

Die erste Reise von 1775 mit der stürmischen drängenden Begeisterung des Jüngling-Mannes scheint mir für den dauernden Lebensgewinn, der die Schweiz für Goethe werden sollte, die wichtigste.

Die Bedeutung der zweiten und dritten länger dauernden Aufenthalte in den Alpen — 1779 und 1797 — ist neben der gründlicheren, nüchterneren, der wissenschaftlichen Erfassung, der Aneignung vieler dem Gedächtnis dauernd einverleibter Einzelbilder wohl am meisten: die notwendige gesteigerte innerliche Wiederholung des ersten Erlebnisses, das, ohne die Gewalt der Erregung und Beglückung zu verlieren, nun klarer, bestimmter, wirklicher den Dichter beschäftigen konnte. Es trank, wenn ich

so sagen darf, die späteren Reisen noch in sich hinein. Für den Dichter! Für den Forscher sind die zweite und dritte Reise neue selbständige Gewinne.

Freilich spricht Goethe sehr wenig bei der zweimaligen späteren Wiederkehr in die Schweiz von Erinnerungen. Aber es ist bemerkenswert, daß die dritte Reise — trotz der veränderten Beschäftigung und des längeren Aufenthaltes in Stäfa bei dem Freunde Heinrich Meyer — legt man sie auf die Karte neben die beiden anderen, als die beinahe genaue Wiederholung der ersten Reise erscheint: Schaffhausen — Zürich — über Maria-Einsiedeln — Schwyz — Brunnen an den Vierwaldstättersee, zum Gotthard hinauf — denselben Weg zurück und nur mit der Abweichung über Zug zum Zürichsee und nach neuerlichem Aufenthalt in Stäfa und Zürich über Schaffhausen wieder nach Deutschland. Daß die erste Reise über Basel heimwärts geführt hatte, ist ein unwesentlicher Unterschied, der zudem nur ins ebenere Gebiet nördlich von Zürich fällt. Übrigens ward bei der dritten Reise der Weg über Basel auch wenigstens erwogen.

Es beleuchtet das ursprünglich große Erlebnis: die zweite Reise mit dem Herzog Carl August, die im Herbst 1779 bei Basel die helvetische Grenze überschreitet und deren erste schriftliche Nachricht aus Münster im Jura (Meuthier) mit dem 3. Oktober getagt ist, geht zunächst in die weiten, Goethe, dem Führer der Fahrt, noch unbekanntem Teile der Schweiz: in den Jura, nach Bern, in die welschen Kantone bis nach Savoyen hinein, und nur auf dem Rückweg über die alte Gotthardstraße. Die dritte Reise ist eine Wiederholung der ersten.

Sie bereichert den Forscher wesentlich; Natur und Kultur werden mehr als vorher aufgenommen. Und

doch hat man, auch ohne ein ausdrückliches Wort Goethes darüber, den nicht wegzuwischenden Eindruck: der fast Fünfzigjährige geht dem Schatten des Fünfundzwanzigjährigen sehnsüchtig nach! Es ist ein Zurückkommen auf eine erste Liebe. Unbewußt vielleicht — aber das Gefühl entschied. Ein immer tiefer gewordenes Erlebnis will sich wiederholen, will, wie natürlich auch in der zweiten Reise, aber jetzt an das Vorbild fester gebunden, im hellen Tag wieder das Land frühen Traums betreten.

Gleich im ersten Brief von der zweiten Reise, der an Charlotte von Stein gerichtet ist, wird Goethe seines Schweizer Gewinns¹ erneut gewahr. Das ist umso bemerkenswerter, als er davon schon spricht, trotzdem er erst zwischen bescheidenen Bergen von ungefähr zwölfhundert Metern Höhe reist.

Freilich bringt ihm das von der Birs durchströmte, sich zur wilden Schlucht verengende Münstertal, durch das der Paß von Soybière nach Münster führt, sogleich einen der wesentlichsten Eindrücke der Bergaufwanderung am Gotthard wieder in Auge und Gefühl: die Nahwelt der Felsen! Sie ist die Steigerung dessen, was er an einzelnen heroisch-romantischen Szenerien auch im heimatlichen Thüringen kennt — die Steigerung zum allgemeinen, überall durch die freundlich-sanfte Wiesen- und Walddecke durchbrechenden Urwesen des Landes, das zugleich des Landes Urgrund ist.

Begeisterte Worte schildern: „Bald steigen an einander hängende Wände senkrecht auf, bald streichen gewaltige Lagen schief nach dem Fluß und dem Weeg ein, breite Massen sind auf ein ander gesetzt, und gleich daneben stehen scharfe Klippen abgesetzt. Große Klüfte spalten sich aufwärts —“ Dann wird die unmittelbare Erkenntnis ausgesprochen: „— wenn wir einen solchen Gegenstand zum ersten

Mal erblicken so weitete sich die ungewohnte Seele erst aus und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen eine Überfülle die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablokt, durch diese Operation wird die Seele in sich größer ohne es zu wissen und ist iener ersten Empfindung nicht mehr fähig, der Mensch glaubt verlohren zu haben, er hat aber gewonnen, was er an Wollust verliert gewinnt er an innrem Wachsthum; Hätte mich nur das Schicksaal in irgend eine große Gegend heißen wohnen, ich wollte mit iedem Morgen Nahrung der Grosheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Thal Geduld und Stille.“

Nicht an jedem Morgen brauchte Goethe die Großheit der Seele aus einer Gegend zu saugen, weil sie ihm in tiefer Wahlverwandschaft schon seit 1775 aus dem Schweizerland für immer zu eigen geworden war. Er gibt Zeugnis auf Zeugnis von ihr. Ob er der Stein den Staubbach zu schildern sucht oder vom Eismeergletscher spricht, den man lieber einen Eisstrom, ein Eistal nennen sollte, ob er auf dem Wege zum Col de balme aus den Wolken hervorsteigt und sie „in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Tale liegen“ sieht, indessen er im Ring der Berge steht — es ist in allem große Empfindung, der er in Genf am schönsten Worte leiht: „Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebürge, ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur Einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön röthete.“

Zu zwei sehr hohen dichterischen Gipfeln führte die Reise unmittelbar. Der „Gesang der lieblichen Geister in der Wüste“, wie der „Gesang der Geister über den Wassern“ ursprünglich hieß, ist der eine: die Berges-Nahwelt, die Wand mit dem Staubbachfall, ins Menschliche gelöst und erhoben. Die

in Zürich erhaltene und in der Stadtbibliothek bewahrte Handschrift des Gedichts stammt aus dem Nachlaß der Frau Schultheß.

Der andere Gipfel ist der Montblanc in Goethes Auge und Goethes Wort; aus einem Brief an Charlotte von Stein. Vor dem Blick dessen, der die erhabene Schilderung liest, scheint Goethes Geist den höchsten Gipfel unseres Erdteils, den damals noch kein menschlicher Fuß bezwungen hatte, leicht und unbewußt vor uns zu ersteigen. „Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar, die Sterne gingen nach einander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten, hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Pleiaden, nur größer, unterhielte es lang unsre Aufmerksamkeit, biss es endlich, da wir unseren Standpunkt änderten, wie eine Piramide, von einem inneren, geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eine Johannismurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiss machte, dass es der Gipfel des mont blanc's war. Es war die Schönheit dieses Anbliks ganz ausserordentlich, denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitem zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu iener höhern Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen.“

So wird in Goethe, wie der Nah-Anblick der Wand mit dem Wasserfall zum schönsten Menschlichen, die Großwelt des Gebirges zum Kosmischen erhöht.

Goethe hatte auf dieser zweiten Reise die ihm noch fehlenden wichtigen Teile der heutigen Schweiz, wenn auch ohne Graubünden und das Tessin, kennengelernt. Der Bieler, der Neuenburger, der Thuner und Briener See waren besucht worden. In Lausanne kam Goethe an den Genfersee und stieg später zum kleinen Lac de Joux hinauf.

Bern, Thun, Lausanne, Genf — alle größeren Städte der Schweiz mit Ausnahme von Sankt Gallen, das er nie berührte, sind ihm nun vertraut. Er sah die höchsten Erhebungen des Gebirges. Seine Straße hat zwischen den Berner und den Walliser Alpen hindurchgeführt. Bei der Wanderung von Münster im Wallis über die Furka nach Realp im Urserental hat er auch die Wetterwildheit des großen Gebirges und die Führersicherheit des Älplers erfahren.

Menschlich-geistiges Leben seines Werdens hat an sein Herz gegriffen, als er von Vevey nach Meillerie hinübersah und die Plätze vor sich hatte, „die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden Wesen bevölkerte.“

Mit dem Gefühl, „des großen fast zu viel zu haben“, kommt er vom Gotthard und dem Vierwaldstättersee über Luzern nach dem ihm lebendig in der Erinnerung stehenden Zürich, wo er vor der Rückreise nach Deutschland säumerisch noch sechzehn schöne Tage verbringt; von wo er an Fritsch schreibt, daß er die Zeit dieser Reise „unter die glücklichsten seines Lebens rechnet.“ Er wohnt mit dem Herzog im „Schwert“, „einem allerschönsten Wirtshause, das an der Brücke steht, die die Stadt zusammenhängt, eine liebliche Aussicht auf den Fluss, See und Gebürge hat.“

Dieses „Schwert“, das heute das kantonale Steueramt ist und wohl sovieler Gedenktafeln an berühmte

Männer tragen könnte wie die anderen Häuser zusammen, an denen Inschriften Besuche großer Gäste Zürichs im Gedächtnis festhalten: ich nenne außer Goethe und dem Herzog nur Paracelsus, Casanova, Cagliostro, Fichte — liegt an, fast ein Stück auf der Rathausbrücke. Es ragt seewärts und flußabwärts aus der linken Uferseite in die Limmat vor und blickt weit aus.

Die Züricher Tage stehen unter dem Zeichen Lavaters. Goethe kann sich in seinen Briefen nicht genug tun, ihn zu rühmen. „Hier bin ich bei Lavatern, in reinstem Zusammengenuss des Lebens“ — „Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man, nur 3 Schritte von ihm, gar nicht erkennen kann“ — „wir sind in und mit Lavater glücklich“ — „es ist mit Lavatern wie mit dem Rheinfluss: man glaubt auch, man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn wieder sieht, er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom besten.“ (Achtzehn Jahre später ist er „der Kranich“, und Goethe wich ihm aus!)

In diese Novembertage fällt auch der Besuch, den Goethe mit dem Herzog dem alten Bodmer auf dem Schönenberge macht, wo der Literatur-Nestor früher schon Wieland, Klopstock und 1775 Goethe mit den Stolbergs empfangen hatte. Auch Frau Schultheß ist in dieser Zeit gewiß öfter von Goethe besucht worden. Wir wissen, daß er am 19. November bei der jetzt verwitweten Freundin im Schönenhof war. Vielleicht brachte er ihr damals den „Gesang der Geister“ mit.

Es ist reizvoll, sich diese Spätherbsttage Goethes in Zürich auszudenken, einen Hauch von ihnen wiedererstehen zu lassen, das Herz Goethes einen Atemzug lang in uns pulsen zu fühlen, wie es damals schlug. Die Freunde waren zu Pferd von Luzern — ein Stück durchs Reusstal, dann über Cham am Zugersee, bald Sihltal und Albiskette überschreitend, an den Zürichsee und an seinem Westufer

nordwärts — nach Zürich gekommen und im „Schwert“ eingekehrt. Wenn auch der mit der Schweizerfahrt erst verbundene Plan, eine Italienreise anzuschließen, nicht hatte ausgeführt werden können, war Goethe doch mit einer unübersehbaren Fülle von Eindrücken reich in Zürich eingeritten. Und sicher — das klingt aus allen seinen Briefen heraus — ist ihm Zürich erste Station der Heimreise.

Daheimsein bedeutet nach Erlebnissturm und Schauensüberschwang nun freudige Sammlung, Wiedererleben, Ordnen, dreifach Nachgenießen, Zueigen-Machen. Das beginnt in Zürich.

Herbst. Das Wetter meist „sehr trüb und wild“. Auch das ist Freude auf die Sammlung, auf die winterliche Zeit, in der das öd gewordene Land mit frühem Dunkel in sich zurücksinkt und den Menschen seinem Inneren und den Freunden überläßt.

Das pochende Leben von dreißig Jahren, das mann geworden und doch noch jugendstürmische, in seinen Empfindungen überall nur bereicherte, einstweilen nirgends enttäuschte!

Nun, nachdem alles gewonnen, ist der behagliche Aufenthalt eine beschauliche Verzögerung! Man ist noch auf der Reise, noch frei, ungebunden — genießt. Genießt, weil der Gewinn der Reise nicht mehr verlorengehen kann, weil trotz der späten Jahreszeit der Zug durch die Savoyer und Walliser Eisgebirge, vor dem man gewarnt worden war, über alles Erwarten gelungen ist; genießt doppelt, voll freudigen Stolzes auch über das bestandene Abenteuer, das Ungewöhnliche, die durchschrittene Gefahr.

Man genießt im „allerschönsten Gasthof“, wo es „trefflich zu essen“ gibt und die Betten gut sind und alles da ist, „was sonst in bezauberten Schlössern, um Ritter zu erquicken, herbeigewinkt wird.“

Man hat „ein gutes Leben mit Lavater“, in dessen liebevoller Häuslichkeit man beglückt ist. „Es ist uns allen eine Cur“.

Daneben aber nimmt man mit, was die Stadt bietet, sieht „alle Cabinets, Zeichnungen und Kupfer, Menschen und Tiere.“

„Menschen und Tiere“ — damit meint Goethe sicherlich die in den Cabinets, auf den Bildern. Aber ich glaube, daß er auf der Rathausbrücke am „Schwert“ — die damals die letzte Brücke zum See hin war und über dem weiten See-Limmat-Ausfluß frei ins Gebirg und flußabwärts zu den Mühlbrücken schaute — oder auf der Schipfe unterhalb des Lindenhofs oder wo sonst damals Straße, Weg, Steg ans Wasser trat, sich auch der lebenden Tiere gefreut haben wird, die See und Limmat bevölkern: der um diese Jahreszeit schon in großen Scharen von Norden angeflogenen Möwen, die manchmal wie riesige Schneeflockengestöber über dem neblig-dunklen Wasser kreisen und abends in hohen Flügen zum See hinaus ziehen, und der an die strömende Fläche gebundenen schwarzen Wasserhühner und Taucher. Ohne diese beiden Vogelarten ist vom Spätherbst über den Winter dieser schönste Teil Zürichs — die Wasserstadt zwischen Großmünster, Fraumünster, Sankt Peter, der Augustinerkirche, den Mühlen, dem Rathaus — nicht zu denken. Die Kirchtürme, der Lindenhof, die alten Bürger- und Zunfthäuser, ein paar Fischerboote, die Möwen und Wasserhühner — so und nicht anders ist hier das herbst-winterliche Zürich.

Das sieht Goethe vom Fenster des Zimmers wie von jedem Schritt zu den Sammlungen, zu Bodmer den Zürichberg hinauf, zur Schultheß das rechte Limmatufer hin, oder zu Lavater, dessen Haus gegen-

über der Peterskirche, auf dem im mittelalterlichen Gassengekreuz hochgelegenen kleinen freien Platz stand.

Er genießt so voll, weil er erfüllt von Sehnsucht nach Weimar und mit seinen Gedanken schon dort ist. Er schreibt an Knebel: „So wohl mirs geht, so mannigfaltig das Leben ist, sehn ich mich wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich dir nicht, wie lieb ihr mir täglich werdet.“

Sehnsucht nach etwas anderem haben, als was die Wirklichkeit des Tages und des Ortes ist, heißt: seine Gegenwart um dies in der Sehnsucht Erfüllte bereichern, vermehren; heißt, wenn wir genug auf unser Lustempfinden achten, es erhöhen.

So ist der Traum Weimars um den Dichter mit Landschaft und Menschen. Auch mit Tätigkeit: er ersinnt „ein Monument dieser glücklich verbrachten Reise“, das er dem Herzog in seine Gärten und Gebüsche setzen will; er schreibt an Lavater ein Langes und Breites darüber und wünscht, den alten schweizer Maler Füeßli dafür zu gewinnen, daß er es entwerfe. Von Füeßli nimmt er auch Gemälde und Skizzen nach Weimar mit.

Indem er in diesen behaglichen Nachreisetagen, denen ein Wiedersehen des Rheinfalls noch vor dem endgültigen Abschluß folgen soll, in Zürich das Monument alles Gesehenen für den Ilmpark von Weimar bedenkt und berät, lebt er hier gegenwärtig mitteninne zwischen zweierlei Glück; lebt zugleich noch in der schnell vergangenen Reise und schon in dem künftig wieder zu gewinnenden thüringischen Zuhause; lebt in genießender sehnsüchtiger Fülle.

Achtzehn Jahre vergingen, ehe Goethe wieder in die Schweiz kam. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß er im Juni 1788 bei der Rückreise aus Italien von Chiavenna über den Splügen, Chur, Feldkirch an den Bodensee Schweizer Gebiet durchfahren hat. Aber nur bei strömendem Regen, der, wie sein Reisegenosse, der Komponist Philipp Christoph Kayser, schreibt, „Pferd und Mann erbärmlich durchnäßte“, und eindruckslos. Goethe traf damals für acht Tage die Züricher Freundin Frau Barbara Schultheß mit ihrer zweiten Tochter und einem Neffen, denen auch Kayser nicht fremd war, in Konstanz, wo die fünf im „Adler“ an der Marktstätte wohnten. Das freundschaftliche Wiedersehen und alle Gespräche standen wohl hauptsächlich unter dem Zeichen Italiens. Diese Episode kann nicht als eine Unterbrechung des weiten Abstandes zwischen der zweiten und dritten Schweizerreise gelten. Die achtzehn Jahre, die dieser Abstand ausmacht, waren eine Zeitspanne, welche die größte Entwicklung Goethes umschließt, in welche die italienische Reise fällt, der Übergang von Charlotte von Stein zu Christiane, die achtbändige Ausgabe seiner „Schriften“, die Teilnahme an der Campagne in Frankreich, das Hindurchfinden zum bewußten Stil und der ausgesprochene Entschluß: „Ich möchte nun nichts mehr schreiben, was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen dürften und möchten.“ Es ist das Bewußtwerden des Übergangs aus der drängenden, stürmenden Ich-Welt des jungen Goethe in die große Seinswelt, ins Objektive. Das ist denn auch das Kennzeichen der dritten und letzten Schweizerreise Goethes.

Er betritt am 17. September 1797, vom württembergischen Tuttlingen kommend, den schweizer Boden in Thayingen und übernachtet zum erstenmal, in der „Krone“ in Schaffhausen. Er merkt sich ein

kleines europäisches Zeitbild an: „An der table d'hôte Emigranten, Dame, Gräfin, Condéische Offiziere, Pfaffen, Oberst Landolt“ — wohl der Kellersche Landvogt von Greifensee.

Der nächste Tag gehört ganz dem Rheinfall, den Goethe vor- und nachmittags besucht und beschreibt. Aber der Reisende vermerkt daneben Eigentümlichkeiten der Stadt, so die vielen Erker und Guckfensterchen, an denen Schaffhausen besonders reich ist, die behaglichen Bänke nachbarlichen Verkehrs vor den Türen, die Inschriften und Zeichen an den Häusern, nicht nur den Wirtshäusern, die Mühlen — die jetzt längst durch Turbinengebäude ersetzt sind — die Weinberge und Gärten und die Lage der Stadt als einer „Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz“.

Die tausend einzelnen Eindrücke des gewaltigen Naturschauspiels sucht er festzuhalten, die Bewegungen des Falles, sein Spiel, seine Farben, seine Licht- und Schattenmassen. Und immer wieder setzt Goethe Worte zwischen das Einzelne, die das Ganze wiedergeben:

„Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.“

„Das Meer gebietet dem Meer. Wenn man sich die Quellen des Ozeans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.“

„Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.“

Aber es ist auch hier alles Gewicht aus dem Gefühlseindruck in den Gegenstand verlegt. Selbst die Bemerkung: „Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftig inneren Empfindungen“ zeigt den Mann, der die Empfindungen beherrscht, kennt, beobachtet, sie zur Betrachtung von sich abruckt.

Goethe schaut überall nach dem Menschlichen aus, ob er von dem ‚Schupflehen‘ des Schließchens Wörth spricht oder sich den köstlichen Ausspruch eines Franzosen über den Rheinfall aufschreibt: „C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit.“

Und wieder bemerkt Goethe auch die Bauart der Brücke, die Bepflanzung der Ufer, eine Zimmerarbeit, die Maurerarbeit nachahmt, und wägt Sentimentales und Ideales in ihrer Beziehung zueinander.

Er ist nicht mehr der Nur-Überwältigte. Nicht aus Mangel an Eindruck! Nur weil er selbst immer mehr zum Organ der Welt geworden ist, als solches lebt — nicht als sich wichtig nehmende Mitte der Empfindung.

Den Jugendlichen von 1775, auch noch den Reiferen von 1779 sehen wir mit als Gestalt bewundernd vor den schweizer Herrlichkeiten stehen, wenn wir seine Niederschriften lesen. Jetzt sind wir in ihn und sein Auge eingegangen, sehen aus dem die Dinge ohne die Gestalt des Betrachters.

Ich möchte bei diesem gewaltigen Entwicklungs- und Wandlungsgeschehen in Goethes Leben dem Eindruck der Schweiz auf den ersten Reisen wesentlichen Einfluß zumessen. Die Schweiz war das Übergroße, das aus so bildsamem und doch festem Stoff wie Goethes Geist diese innerlich notwendige Wandlung äußerlich am sichersten erzwang. Er hatte schon bei Beginn der Reise von 1779 aus Speyer an Charlotte von Stein geschrieben, daß sie hofften, „mit Beystand des Himmels in den grossen Gestalten der Welt uns umzutreiben, und unsere Geister im Erhabenen der Natur zu baden“.

Die Wirkung dieses steigenden stärkenden Bades ist eingetreten.

Am 19. September fährt Goethe nach Zürich. Er setzt seine Beobachtung der Anbauarten, der begegnenden Menschen und sonstiger Eigentümlichkeiten — zum Beispiel farbiger Scheiben, die er in Bülach sieht, der Verschiedenheit der Flachs- und Hanfbrechen von den schwäbischen und thüringischen — fort. Aber er wird auch vom Genius berührt auf dieser Fahrt. Ein efeuumwachsener Baum hinter Schaffhausen wird Anlaß zur Elegie „Amyntas“.

Die dichterische Empfängnis, der dichterische Vorgang stellt sich mit einer Tagebuchzeile und dem Geschaffenen leuchtend dar. Goethes Gebundenheit an Christiane ist mit Glück und mit Beengung um den Dichter aufgewachsen. Die Gewordenheit dieser Beziehung, die nicht völlig klar, nicht unverworren ist, bedarf des zugleich erkennenden und festigenden Entschlusses, der in Goethe nur dichterisch im Symbol haltbar und überzeugend sich gestalten konnte. Er sieht den Baum, den die Arme des Efeus umklammern, fast ersticken. Nun ist der Vorgang frei von Lebensschwere, hat er den Sinn, Sinnbild geworden zu sein:

„Süß ist jede Verschwendung; o laß mich der schönsten genießen!

Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rat?“

Auch dieses Gedicht gab Goethen die Schweiz.

Noch ein Wesentliches des dichterischen Vorgangs ist erkennbar als mitwaltend bei dieser Versinnbildlichung. Es ist zugleich ein Überwallen des Schöpferischen und ein scheues Sichverbergen des Dichters und seines Lebensstoffes hinter dem Werk.

Aus dem Erlebnis in Weimar und dem die davon durchströmten dunklen Gefühle erlösenden Bild am Wege bei Schaffhausen wird ein antikisches Gedicht, werden Distichen griechischen Klanges.

Der Trieb, ein Fremdes, ein vor Zeiten Gewesenes oder noch nicht Seiendes zu beseelen, ins Dasein zu rufen, ist die Verlockung der Schöpferkraft, die aus den eigenen Erlebnissen gesteigerte ersonnener Gestalten dichtet. Aber zugleich ist es die Scheu, selbst hervorzutreten, die hier waltet, die in den klassischen Falten eines griechischen Baumfreundes den reisenden gegenwärtigen Dichter verbirgt, so daß er ungehemmt sagen kann, was sein Herz erfüllt.

Noch vor Betreten einer Gastherberge besuchte Goethe in Zürich die Freundin im Schönenhof, mit der er eine Aussprache über seine Abwendung von Lavater hat. Die Aussprache endet mit einer Verärgerung auf Seiten Goethes und verhindert, daß der Freund vor der Weiterreise noch einmal Frau Schultheß aufsucht, obwohl er nahe am Schönenhof spazieren geht.

Und nun ist er für zwei Tage wieder in dem ihm von früher her lieben und bekannten „Schwert“; trotzdem Meyer aus Stäfa geschrieben hatte, daß der „Rabe“ jetzt für ebenso gut oder besser gehalten wird: „bei Herrn Rittmeister Ott zum Schwert“; ein wenig verstimmt zwar, aber doch nicht ganz unbehaglich und genußlos.

Er schreibt einige Briefe und spaziert am Mittwoch, dem 20. September, morgens bei schönem Wetter „oberhalb der Stadt am See“, sieht auf dem Rückweg „die Geistlichen von und zu einem Verbrecher hinüber und herüber fahren“ und verbringt den Morgen schließlich auf dem Lindenhof.

Das Wetter trübt sich mittags ein, wie sich denn überhaupt in Zürich der Übergang von gutem zum schlechten und vom schlechten zum guten Wetter oftmals überraschend schnell vollzieht. Aber Goethe schlendert doch über die neuen Anlagen an der Limmat bis zum Schönenhof. Vielleicht hat er eintreten wollen, sich dann aber nicht entschließen können. Um vier Uhr, als er zurück ist, fällt starker Regen, und Freund Meyer ist gekommen, mit dem — wegen des Wetterumschlags erst am nächsten Tage — die Fahrt nach Stäfa unternommen werden soll.

Das erscheint alles nicht sehr bedeutsam. Aber ein Tag, den man mit Jahreszeit, Wetter, Einteilung der Stunden und Begegnungen kennt — zu denen hier noch ein Ausweichen vor Lavater, der jetzt ‚der Kranich‘ heißt, beim Mittagessen eine mit Hauptmann Bürkli und beim Abendtisch mit Johannes von Müller („Hofrat Müller von Wien“) hinzuzufügen ist — gibt augenblickliche Nähe und Nacherleben.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, dem 21. September, ist nach nächtlichem Stürmen das Wetter wieder heiter. Die Schifffahrt — ich vermute, mit Segel und Rudern — nach Stäfa, dem eigentlichen Aufenthaltsziel der Reise, wird unternommen. Goethe mag sich der lustigen Kahnfahrt vor zweiundzwanzig Jahren erinnern haben, die auf dem hier nicht sehr breiten See sommerlich dieselben, nur jetzt frühherbstlichen, Uferblicke gezeigt hat!

Schon nach wenigen Vormittagsstunden landen die Reisenden — Goethe und Meyer, der nicht lange aus Italien zurückgekehrt war, sein „Kunstminister“ — vor Herrliberg an dem mächtigen Gutshause,

der „Schipfe“ (nicht zu verwechseln mit der ‚Schipfe‘ in Zürich!), die damals dem Hauptmann Escher aus Zürich gehörte und noch heute in alter Gestalt über der Landstraße unten am See liegt. Garten, Weinberg, Wiese steigen sogleich die Höhe hinauf.

Die Bekanntschaft mit Escher — den Goethe am 16. Oktober nachmittags wieder besucht und bei dem er, die Rückfahrt unterbrechend, vom 21. auf den 22. Oktober übernachtet — hatte wohl der aus Stäfa stammende und dort ansässige Meyer nachbarlich vermittelt. Ein Brief Goethes an Escher ist erhalten. Bildung und Kenntnis seiner schweizerischen Heimat waren das Bindeglied, das Escher mit Goethe, wie andere gebildete Schweizer mit ihm, verknüpfte; gewiß ebenso Eschers Sammlungen, die aber erst — als „sehr schöne Suiten des Schweizergebirges“ enthaltend — in der Tagebuchzeile des 22. Oktobers erwähnt werden.

Abends trifft man in Stäfa ein. Goethe bezieht Wohnung bei Meyer und den Seinigen, in einem heute noch erhaltenen Hause oben im Ort. Der Balkon, der zum Zimmer gehört und dessen Aussicht Goethe später beschreibt, ist nicht mehr vorhanden. Die Lage ist anmutig-dörflich, von der Art einer einfachen bescheidenen Sommerfrische.

Goethe nimmt Stäfa und seine Umgebung nur erst flüchtig auf, denn die Zeit drängt ein wenig. Man will in den nächsten Tagen schon an den Vierwaldstättersee: „Die grossen Naturszenen, die ihn umgeben, muß ich mir, da wir so nahe sind, wieder zum Anschauen bringen, denn die Rubrik dieser ungeheuren Felsen darf mir unter meinen Reise-Capiteln nicht fehlen“ (Brief an Schiller am 25. Sept.). Doch fahren die Freunde noch am Abend des 24. September zur Ufenau hinüber. Die kleine Insel Ufenau mit einsamer Kirche und Kapelle und dem Verwaltergehöft, das gleichzeitig Wirtschaft ist,

sieht heute nicht anders aus als zu der Zeit, da hier Hutten seine letzte Rast und sein Grab fand; als wie sie Goethe sah. Sie hat in ihrem geringen Umfang nur Fußpfade, keine Straße. Ried und steiniger Strand, Erlen und Eschen umgeben Wiesenhügel mit altväterischen Baulichkeiten. Im Wirtschaftsgärtchen sitzen Gäste; man kann wandernde Konviktschüler dort ihr fröhliches „Gaudeamus“ singen hören. Im Ring stehen die Berge über dem umströmenden Wasser, als hielten sie das Inselchen in gewaltiger Schale.

Erst bei einbrechender Nacht kehren Goethe und Meyer mit ihrem Schiff nach Stäfa zurück.

Am Tage, ehe Goethe mit Meyer nach Richterswil hinüberfuhr, um, den Gotthard-Ausflug beginnend, zum Hüttensee und nach Einsiedeln hinaufzusteigen, am 27. September schreibt er an Barbara Schultheß in einem Brief; der wie der spätere im Oktober die Verstimmung zwischen dem Dichter und der Freundin deutlich erkennen läßt: „Prüfe Du diese Zweifel indessen an meiner letzten Arbeit, wovon ich Dir die erste Hälfte überschickte, ich habe dahinein, so wie immer, den ganzen laufenden Ertrag meines Daseyns verwendet. Sollte dieses Gedicht ein Mittler zwischen uns werden, so würde mich seine Existenz umso mehr freuen. Lebe wohl und sey, bey Regen und Sonnenschein, in den nächsten Wochen meiner eingedenk, der mich entweder in den Hütten festhalten oder auf den Bergen erfreuen wird.“

Ob das Gedicht — „Hermann und Dorothea“ — dieser Mittler geworden ist, geht aus Goethes Tagebuchzeilen vom 23. Oktober, an dem er „abends bey Frau Schultheß“ war, nicht hervor. Daß es die lesende Freundin lange und aufs Eindringlichste beschäftigt hat, indessen Goethes Sehnsucht ihm

voran auf die Berge und zu den Hütten eilt, ist gewiß. Barbara Schultheß hat Goethes stärkste dichterische Entwicklungszeit aus der Ferne miterleben dürfen. Sie empfing den „Tasso“, den „Wilhelm Meister“ wie „Hermann und Dorothea“ schon im Entstehen, viele Gedichte, den „Egmont“ in der Handschrift. Ihr Verzeichnis der ihr gesandten Gedichte hat für die zeitliche Festlegung der Goetheschen Lyrik Bedeutung erlangt. Von manchem nahm sie Abschriften. Eine sehr wichtige hat sich erhalten, die des „Wilhelm Meister“, von dem sie 1786 und 1788 Teile geschickt bekam. Mit ihr schenkte sie der Menschheit hundert Jahre später, als nur noch die von Goethe selbst vielfach geänderte und übermalte Fassung des großen Romans vorhanden war, als ein kostbares Vermächtnis den „Urmeister“, die erste Gestaltung in aller Frische und Ursprünglichkeit.

Nicht nur das zur Hälfte vollendete herrliche Epos, die ganze Fülle des seit 1775 und 1779 Erworbenen und Gewonnenen muß man in Goethes Gefühl wissen, als er am Donnerstag, dem 28. September, früh acht Uhr zu Schiff nach Richterswil über den See fuhr, um die alte Jugendreise auf den Gotthard zu wiederholen. Mit solchem Reichtum und Besitz reist es sich leicht. Da ist der Sinn wie der Fuß beflügelt! Zehn schöne glückliche Tage brechen für Goethe an.

Es hat fast etwas Kindlich-Unersättliches, wie sein Auge in den kurzen dreiviertel Stunden der morgendlichen Überfahrt über den Zürichsee trinkt! Welch ein beseligendes Reisevorgefühl schwellt seine Brust, wenn er alle Eindrücke festhält, als könne er den köstlichen Augenblick selbst für alle Zeit mit festhalten:

„Glanz der Wolken über dem Ende des Sees, Sonnenblick auf Richtersschwyl und den nächsten Höhen. Nebel und Wolken über dem unteren Theil nach Zürich zu. In der Mitte des Sees ist die Aussicht hinaufwärts sehr schön, man sieht Stäfa, Rapperschwyl, die Berge von Glarus, die übereinander greifenden Vorgebürge, hinter und zwischen denen der Wallenstädter See liegt, die Ufenau auf der Wasserfläche, dann der Theil des Ufers mit seinen Bergen zum Kanton Schwitz gehörig (der Buchberg) und so weiter herab bis Richtersschwyl. Dieser Ort liegt sehr artig, gleich hinter ihm steigen fruchtbare Höhen auf. Ehe man landet, sieht der obere Theil des Sees sehr weit und groß aus: Hintergrund und Seiten, wie schon beschrieben sind, machen sich sehr mannigfaltig.“

Aber Goethes Betrachtungsart läßt den inneren Überschwang, außer einmal in solchem Augenblick, nicht sehen. Sie bleibt nüchtern-sachlich und merkt an, wie die Güte des Torfs ist; daß ein neues der sehr großen Wirtshäuser in Richterswil Bäder hat; wo die Windstürme anschlagen und wieder zurückprallen; daß die schwäbischen Pilger in diesem Sommer — hauptsächlich wegen Gelübdes in der Kriegsgefahr — nach Einsiedeln gewallfahrtet sind; die Gesteinsarten natürlich und die Landbebauung.

So beobachtend, steigen die Freunde zum Hüttensee hinauf.

Wir machen die Reise im Tagebuch an der Hand vieler Beobachtungen mit. Eigene Fahrten und Wanderungen aber müssen das sichtbare Bild aus der trockenen Anmerkung erlösen. Die Albiskette reckt sich hin und birgt hinter sich die Sihl. Goethe steht am Grenzstein zwischen Zürich und Schwyz. Über Schindellegi wendet sich der Weg der Reisenden zur Biberbrücke, die damals wie heut den wichtigsten Zugang nach Maria-Einsiedeln bildet. Einsiedeln ist das erste Nachtlager. Goethe und Meyer „logirten zum Pfauen gegen der Kirche über.“

Der „Pfau“ ist noch jetzt das beste und schönst gelegene der vielen Einsiedler Gasthäuser. Man hat von den Fenstern oder von der, wohl neueren, breiten Terrasse die gesamte Kirchen- und Klosterfront, das Hauptportal, die große obere Rampe, wenn ich so sagen darf, und den mittleren sanften Anstieg des Platzes, der wie eine Achse um den vierzechnröhrigen schwarzen Marmorbrunnen sich rundet und dessen Umschwung zwei Kreisviertel von Pfeilerhallen rechts und links andeuten, vor sich. Man sieht das unablässige Spiel des Hineingehens und Herauskommens von Gruppen und Einzelnen am Mitteltor der Kirche; ihr Stehen, Sitzen, Auf- und Niederwandeln, Plaudern, Sichbegrüßen, Sichverabschieden. Nach Lachen und Reden gehen einige wieder hinein, andere fort. Es sieht weltlich, fast antik aus, als wäre es das Lagern und ruhige Stehen vor einem Quell, einem Rasthaus oder einem erquickenden Bad, in das man mehrmals untertaucht, an dessen Rand man sich dazwischen sonnt. Es ist, als fordere der wundertätige Ort und sein Heiligtum keine innere Versenkung der Pilger, als übernehme er allein mit seiner übernatürlichen Kraft die Erfüllung der Wünsche und Gebete, indessen die Wallfahrer sich des Zusammentreffens freuen, die ewige Sonntagsstimmung des immer von Glocken überhallten Feierortes nach all ihren Werkeljahren genießen und dabei ab und zu einmal in das Beten und Singen der Kirche hineintreten, das ununterbrochen fließt wie der vierzechnröhrige Brunnen. Jeder Tag ist Stelldichein, Hauptversammlung, großes Genossenschaftstreffen der Frommen aus aller Welt, deren lange schwarze Züge in neuen und alten Landestrachten, jeder einzelne Wallfahrer sein Reisebündel in der Hand, noch vor dem Betreten des Quartiers über den riesigen Vorplatz zur Kirche hinaufziehen.

So spielt es sich gegenüber dem „Pfauen“ ab, in dem Goethe wohnte. Goethe fühlte sich offenbar nicht sehr behaglich in Einsiedeln, dessen Lage keinen besonderen Landschaftseindruck gibt, und ist voller Kritik. Die „unsinnige Verzierung des Chors“, das „nicht sehr erfreut von der Musik“ würde ihm kaum so deutlich zu Bewußtsein gekommen sein, wenn das Ganze ihn mehr angesprochen hätte. Die Dinge, die er mit Teilnahme erwähnt — die Farbscheiben, Adularien, ein Granat, eine Tierplastik, Kupferstiche — sind nichts gerade an Einsiedeln Gebundenes.

Schon am nächsten Vormittag um elf Uhr wird die Wanderung fortgesetzt, am Alpbach aufwärts, durch den Ort Alptal, zum Schwyzer Haken, dem Haggenpaß, hinauf, auf dem herbstliche Nebel herumziehen und alle Aussicht hemmen.

Als die Freunde, auf schlechtem Weg absteigend, aus den Nebelwolken heraustreten, erfreut sie doch die Aussicht: Lauertzer See, der Stock des Rigi, der „schöne Raum, in welchem die Häuser von Schwitz liegen“, die wie über eine Matte hingestreut erscheinen, und das „angenehme Thal nach Brunnen.“

Nachdem der Abend so schwer und wolkenverhüllt gewesen war, als ob es nie wieder Tag werden könnte, ist der kommende Morgen klar mit Ausblick nicht nur auf die nahen „ernsten Mythen“, zu denen Goethe noch einmal das Auge zurückwendet, sondern bis über den schmal erscheinenden Streifen des Vierwaldstättersees hinüber zu den jenseitigen beschneiten Gebirgen.

Die Kleinheit der Schiffe, von denen eins in Brunnen bestiegen wird, gegen die ungeheuren Fels-

massen, läßt den Dichter die „gestaltlose Grossheit der Natur“ empfinden. Aber er beachtet auch das Schwanken der Bergbilder im See und die Ruhe, welche die Seelinie — die im Urner Seearm die Bergschrägen fast abzuschneiden scheint — dem Ganzen gibt.

Die Tell-Orte, das Freiheitsgrütli und die Platte, bei der ausgestiegen wird, gleiten vorüber. Man landet in Flüelen und erreicht wandernd, einer zum Südflug rüstenden Schwalbenschär auf Weiden am Weg sich freuend, Altdorf, nimmt im „Schwarzen Löwen“ Unterkunft.

Der Unterschied des städtischen, schon italienische Art zeigenden Altdorf, mit Mauern, vergitterten Fenstern, im Gegensatz zu dem freieren ländlichen Schwyz, fällt Goethe sogleich auf.

Nicht erst hier hat der Leser von Goethes Tagebuch den Eindruck: der Dichter schreibt alles Gesehene so auf, als ob er es zum ersten Male sähe, als ob von den früheren Reisen nur die gewaltige, brustweitende Großheit der Natur, die ihm den Weg zur eigenen innerlichen Größe erleichtert, noch bewußt in ihm sei, das Einzelne sich aber verloren habe.

Es ist nicht verwunderlich. Jedes Leben bestätigt die gleiche Erfahrung. Man muß das breite Wesen einer Natur, eines Landes erst in sich aufgenommen haben, ehe man sich alle Teile seiner Erscheinung zu eigen machen kann. Ja, diese Teile werden, wenn man das Ganze in sich trinkt, so tief vergessen, daß man sie beim Wiedersehen völlig neu entdeckt. —

Unter Regenwolken, Nebel, Schnee auf den nächsten Gipfeln wird am Sonntag, dem 1. Oktober, die Gotthardwanderung begonnen. Um einhalb neun Uhr früh geht es ab.

Wie blauer Himmel und die Sonne durch die ums Gestein ziehenden Wolken bald da und dort durch-

brachen, so bricht aus Goethes Aufzeichnungen über das tausenderlei Wissenswerte, die Gesteine, die Erhaltungskosten der Kühe und anderes, die Freude, der Eindruck, die Bewunderung, der kindliche Jubel über alles Schöne durch, als wäre er noch der Fünfundzwanzigjährige, der hinaufsteigt: „Herrliche Felswände — schöner Rückblick — der Einblick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure — herrlicher Blick auf die Reuss — prächtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuss — die Felsmassen werden immer ganzer, ungeheurer.“

Und selbst, als er mit „Brücke. Zweyte Brücke. Nacht“ — den Tag abgeschlossen hat, setzt er noch hin: „Von der Höhe Rückblick in die Tiefe; die Lichter in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich, in der ungeheuern nächtlichen Schlucht, gar vertraulich aus. Die Herrlichkeit des Herrn nach der neuesten Exegese. Wasen.“

Alle diese Beiworte des Entzückens, der jugendlichsten, innigsten Bewegtheit sind in viel Sachliches eingesprengt. Aber sie lassen sich daraus lösen und pochen dann von Goethes seligem Herzschlag bei diesem Anstieg.

Noch ein Eindruck befestigt sich im Leser des Tagebuches mehr und mehr: es ist, als reiste Goethe allein! Seitenlang wird Meyers, der vorher und nachher in vielen kleinsten Tagebuchnotizen als Teilnehmer eines Goethe fesselnden Gespräches und sonst auftritt, mit keinem Wort Erwähnung getan; höchstens dass gelegentlich ein ‚wir‘ — ‚brachen auf, logierten, traten unseren Weg an‘ — an sein Dasein erinnert.

Das ist kaum zufällig. Je größer, gewaltiger die Natur um den Dichter wurde, umso mehr war er mit ihr und mit inneren Gesichtern allein.

Er wird seinen Begleiter gewiß oft auf Ausblicke, Bildung der Felsen und Wolken, Ziehen der Nebel, auf Wasserfälle und die Gesteine hingewiesen, ihm die erregte Begeisterung und Bewunderung ausgesprochen haben. Aber die Worte werden leicht über äußere Eindrücke hingeglitten sein, waren nur ein an seiner Oberfläche spielendes, erklingendes Schweigen.

Das mag in Goethe mit gewaltigen, sich zu Gebilden formenden Nebeln gewallt haben bei diesem Hinaufsteigen auf den alten Grenzwallberg zwischen Deutschland und Italien! An diesem ersten Oktober hatte er die herrlichen Distichen der „Schweizeralpe“ geschrieben, in denen Jugend und Alter sich seltsam nahekommen:

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Ich glaube, daß an diesem Tage, an dem für Goethe um halb viere die Sonne schon hinter dem Berge war und gleich darauf „erster Wasserfall, zweiter schönerer“ notiert werden, in dem Steigenden die

Distichen der Euphrosyne-Elegie, der Nänie um den Tod der lieblichen jungen Schauspielerin Christiane Becker-Neumann, keimten. Die Elegie beginnt bedeutsam mit der scheidenden Sonne, um unmittelbar das Aufleuchten des Dufts „schäumender Ströme“ folgen zu lassen.

Niedergeschrieben hat Goethe die Elegie erst später, vollendet sogar erst nach der Heimkehr. Aber hier und jetzt ist sie in ihm erklungen! Zwei Zeugnisse dazu gehören dem 25. Oktober. An diesem Tage, dem am nächsten die Abreise in die Heimat folgt, schreibt er aus Zürich an den Konsistorialrat C. A. Böttger: „— ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich war. Sie war mir in mehr als Einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbne Lust fürs Theater zu arbeiten wieder regte, so hatte ich sie gewiss vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre des Todten, ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge.“

Das Tagebuch aber enthält unter derselben Oktoberzahl eine kurze Prosaskizze des Gedichtes.

Die Gestalt der Frühverblichenen beschäftigte den Dichter so, daß er ihr nach dem unvergänglichen Denkmal seiner Verse noch ein vergängliches aus Stein setzte, das in einem schönen Weimarer Garten jenseits der Ilm stand (später ans Ilmhochufer umgesetzt). Nach einem Entwurf Meyers hat es der Gothaer Hofbildhauer Döll ausgeführt. —

Von fast barocker Größe ist das Morgenbild gewesen, das sich den Reisenden beim Aufbruch von

Wasen bot: „Die Nebel zerteilten sich, Schatten der Berggipfel in den Wolken“. Dann steht da: „Man ist eigentlich in der Region der Wasserfälle.“

Liebevolles Nachgeleiten des unsterblichen Wanderers möchte aber in zwei weiteren Zeilen, die von diesem Frühaufbruch sprechen, ein Fortwirken des vielleicht in dem Dichtergeist webenden Euphrosyne-Erlebnisses vom vorangegangenen Abend sehen: „Alles sieht fast grau umher aus, von zerstreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordenen Häusern.“

Man ist um sechs Uhr aufgebrochen und langt um acht Uhr in Göschenen an. Ein Sturz von Granitblöcken, der die Straße versperrt hatte, war kaum erst beseitigt worden.

Die wenigen Tage im Felsgebirge haben den jungen Faustromantiker in dem Aufsteigenden wiedererweckt: „Fichten verschwinden ganz, Teufelsbrücke, rechts ungeheure Wand, Sturz des Wassers, Stieg, Sonne, Nebel, starker Stieg, Wandsteile der ungeheuren Felsen, Enge der Schlucht, drei große Raben kamen geflogen —“

Man kehrt im „Goldenen Lamm“, der Post, in Hospenthal ein; für zwei Tage. Denn dieses Mal will Goethe nicht, wie 1775 und 1779, im Gotthardospiz übernachten.

Den Hinaufweg am 3. Oktober skizziert Goethe durchaus, als ob er ihn noch nie gegangen wäre. Erst im Hospiz selbst fließt Erinnerung mit aufs Tagebuchblatt.

1779 hatte er im Begleitheft nichts von der ersten Reise erwähnt, an Charlotte von Stein am 13. November geschrieben: „Zum zweiten Mal bin ich nun in dieser Stube, auf dieser Höhe, ich sage nicht mit was für Gedanken“.

In dem bearbeiteten Brief des Drucks dieser Reise-Epopöe in Schillers „Horen“ spricht Goethe sich deutlicher aus: „Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor, wo ich mich vor vier Jahren mit ganz anderen Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen in einer anderen Jahreszeit, einige Tage aufhielt, und, mein künftiges Schicksal unvorahnend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegenging.“

Jetzt tritt die Erinnerung zu ihm, als er den Pater Lorenz noch so munter und guten Mutes findet wie vor zwanzig Jahren. Daß jetzt ein Stammbuch eingeführt ist, merkt er an.

Aber dann erlischt das Erinnern gleich wieder. Mit keinem Worte gedenkt er der Tatsache, daß er nun zum dritten Male hier dem gelobten Lande Italien den Rücken kehrt, mit keinem Wort beim Hinab-blick auf Realp, das er beim Abstieg liegen sieht und erwähnt, der in der „Horen“-Fassung breit und lebendig geschilderten Wanderung von 1779 durch den tiefen Schnee des Furkapasses, die in Realp endete.

Nach Tisch bricht man auf und ist rasch wieder in Hospenthal, „so bald, daß wir uns verwunderten und der Bergluft diese Wirkung zuschrieben“.

Es geht mir bei Goethes Tagebuchaufzeichnungen über diese zehntägige Gotthardwanderung so, wie wenn ich die Lebensgeschichte oder die Briefe eines Mannes lese und an dem Punkt bin, an dem die Höhe überschritten wird und der Weg nun bergab führt. Der Goethesche tut es jetzt ja wörtlich, tut es auch für einige Tage innerlich, obschon sich die Art seiner Aufzeichnungen scheinbar nicht ändert.

Dennoch fühlt man, daß der frohe Schwung des Aufstiegs wieder der, zum alltäglichen Teil Goethes schon gehörigen, nüchternen Sachlichkeit Platz gemat hat.

Nicht nur das ‚wir‘, für das im Aufstieg vor dem Bilde der Erdgewalten wenig Raum war, mehrt sich mit einemale. Man kann selbst die Stellen der Skizze anzeichnen, über die gewiß zwischen den Freunden — Goethe und dem wie aus ihm bisher verbergenden Nebeln wieder neben den Dichter getretenen Reisekameraden Meyer — lange theoretische Gespräche geführt worden sind, die unterm 6. Oktober, beim Abwandern von Altdorf dem See zu, ganz ausdrücklich erwähnt werden.

Aber schon vorher, im wieder erreichten Wasen, wird „Reise als Halbroman zu schreiben“ und „Scherz über so viele halbe Genres“ die beiden an allem Theoretischen höchst ernsthaft beteiligten Wanderer eine Zeitlang in mancherlei Erwägungen von der ihnen bekannten Umwelt abgelenkt, ihre Blicke, statt mit Felsen und Wasserstürzen, von innen mit Gedanken gefüllt und nahe hinab an den Weg gesenkt haben.

Es waltet wohl schon die dankbare und doch fröhlich-übersättigte Erfüllungsstimmung, der Goethe bald in einem Brief an Barbara Schultheß so Ausdruck gibt: „Auch hatten wir des Pfaffenanblicks zu Einsiedeln und des Felsanschauens auf dem Gotthardt für diesmal genug“.

Die Seefahrt geht am linken, dem Grütli-Ufer hin. Der Fronalpstock — den Goethe „Kronalp“ nennt und mit der Krone von Flötzen auf seiner Höhe ethymologisch erklärt — fällt dem Fahrenden auf. Am Rütli wird vorübergeschifft. Der Stein „kurz vor der Ecke“ — auf dem sechzig Jahre später der

Name von Goethes großem Freunde in goldenen Schriftzeichen angebracht werden sollte — wird in seiner Turmform ins Tagebuch eingeschrieben.

Brunnen bleibt zur Rechten liegen. Dagegen wird Treib angelaufen, wo das Schiff piemonteser Soldaten und Luzerner Frauen einnimmt. In Beckenried betreten die Reisenden das Ufer und wandern über Buochs, wo sie von der Seebucht abgehen, nach Stans. Unterkunft in der „Krone“.

Sonnabend, der 7. Oktober, gehört vor allem zwei Bootsfahrten, die ein Stück Heimreise sind. Von Stansstaade ab, dessen noch heute erhaltenen Wartturm Goethe übrigens erst draußen vom See aus erwähnt, als man in der Mitte des Seekreuzes nach allen Richtungen Ausschau hält und auch das diesmal nicht besuchte Luzern freundlich in seiner Bucht liegen sieht, fährt man unmittelbar nach Küsnacht, um durch die Hohle Gasse, an der Kapelle zum Andenken an Geßlers Tod vorüber, die schmale Erdzunge zu überschreiten, welche den Vierwaldstätter und den Zuger See trennt.

Mit einem der kleineren, von Goethe in ihrer abweichenden Bauart umständlich geschilderten Boote dieses zweiten Sees geht es nach Zug hinüber, wo im „Ochsen“ eingekehrt wird.

Wir kennen alle die Gefühle und Stimmungen, mit denen der letzte, meist schon an sich landschaftlich gleichgültigere Teil eines Ausfluges bei der Heimfahrt zurückgelegt wird. Der Geist eilt voran ins Quartier, wo der Gewinn der Fahrt gesichtet, geordnet und dann noch einmal im Zusammenhange durchlebt werden soll.

Der Zugersee und das anmutig an seinen Berg sich schmiegende Kantonshauptstädtchen, das, wenn

man von Norden kommt, mit der gebietenden Gestalt des Rigi und des frei überm Flacheren stehenden Pilatus, an klarem Tage auch bei der Herabfahrt auf Zug mit der Kette des Berner Oberlandes vom Finsteraarhorn bis zu Eiger, Mönch, Jungfrau schon Wunderfülle der Innerschweiz fühlen läßt, erscheint karg und arm, wenn man vom Vierwaldstättersee zurückkehrend den Blick nordwärts auf die niedrigen Höhen richtet. Mit Rigi und Roßberg verriegelt sich hinter dem Wanderer das Große und grüßt nur noch abschiednehmend herüber.

An einem halbedeckten Sonntag, dem 8. Oktober, fuhr Goethe durch das Wiesen- und Moorland von Baar, das nach seiner Schilderung sich heute gegen damals nicht viel geändert haben kann. Die Fahrt ging bald streng aufwärts bis etwa dort, wo die Albiskette, die hier schon Sihlwald heißt, ihren südlichen Endabfall erreicht, an ihm vorüber auf holzgedachter Brücke über die Sihl und nun nochmal steil hinauf auf den Moränenwall, der, gleichgerichtet mit dem Ufer des Zürichsees, den Fluß in seinem Bette fest- und vom See abhält.

Das „endlich gelangt man wieder zur Ansicht des Zürcher Sees“ ist das „Thalatta, thalatta!“ dieser kleinen Reise in der Reise.

Nach einem Mahl in Horgen, in Goethes auch auf dieser Fahrt mehrfach bewährtem wichtigstem Horoskop-Sternbild, dem „Löwen“, dessen schöne Aussicht Goethe rühmt, fuhr man bei warmem Abend in zwei Stunden über den See nach Stäfa. Und war für vierzehn Tage wieder in einem vorübergehenden Zuhause.

Die Tagebucheintragungen, die früher täglich mehrere Seiten füllten, bestehen jetzt aus kaum ebensovielen Zeilen und beschäftigen sich wieder ganz mit dem Geistigen. Es wird mancherlei Vorernte gehalten. Es wird diktiert, die Schweizer-Chronik „wegen der Tellischen Geschichte“ vorgenommen — Goethe dachte an eine epische Behandlung der Sage und wußte noch nicht, welchem dramatischen Meisterwerke er, der stete Erfüller, hier einmal nur Wegbereiter war; obwohl sich ihm gleich, wie magisch herbeigerufen, im nächsten Satz, der vom Gespräch mit Meyer über den Tell-Stoff handelt, Schillers Name ins Wort drängt.

Mineralogisches, Dinge bildender Kunst, Verzeichnisse und Verpackung! Man sieht Goethe im ländlichen Stübchen die Schätze, die zum Teil Meyer aus Italien beschafft hatte, mustern, immer erneut geistig gewinnen, den Umhüllungen vertrauen, die sie ungefährdet nach Weimar bringen sollen. Neue Symbole seines umfassenden Lebens werden um den Alltag gestellt werden.

Der 13. und 14. Oktober sind Brieftage. Christianen wird, wie schon früher und nachher, Mousseline verheißen, Barbara Schultheß aus Anlaß der erwähnten Verstimmung ein für den gereiften Mann bezeichnendes Wort geschrieben: „Ich hoffe, daß uns eine gute Stunde zusammen führen soll; denn ich will nur gestehen, daß ich auch wegen deiner letzten Äußerung nicht ganz deiner Meynung bin. Bey meinem Alter und meiner Sinnesart kenne ich nur Worte und That, wodurch der Mensch sich dem Menschen offenbaren kann. Das sogenannte beredte Schweygen habe ich schon lange der lieben und verliebten Jugend anheimgestellt“.

Ein Brief an Escher enthält eine naturwissenschaftliche Frage. Der lebendigste und ausführlichste Brief geht an Schiller. Goethe hätte gerne seine Beute noch in der Schweiz selbst weiter verarbeitet: „Leider sind hier am Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet, sonst leugne ich nicht, daß ich recht geneigt gewesen wäre, hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einsamkeit nicht wenig gefördert haben würde.“ Daß sich Goethe in Zürich selbst damals „keine Existenz denken“ konnte, hat wohl seinen Grund in den zwiespältig gewordenen Beziehungen mit Lavater und vielleicht auch denen zu Frau Schultheß: bei der damaligen Kleinheit der Stadt hätten sie ihm den längeren Aufenthalt verleiden müssen. Bedeutsam ist dieser Brief vor allem dadurch, daß Goethe hier eingehender vom „Tell“ spricht und von seinem epischen Plan erzählt.

Es sind zwei Regentage, die den Dichter im Hause und an der Beschäftigung mit bildender Kunst halten. Das Wetter wird wieder gut, Goethe macht einen Spaziergang nach Herrliberg und besucht Escher. Er diktiert Briefe und eine Beschreibung von Stäfa.

So vergingen rasch die wenigen Tage bis zur Rückkehr, zunächst nach Zürich, die einmal durch Gegenwind verhindert und dann in der Schipfe bei Herrliberg unterbrochen wurde. Besuche, unter anderem bei Frau Schultheß und bei Besitzern kostbarer schweizer Mineralienkabinette, das Ansehen von Bildern, Briefe, die voraneilend ihn in Weimar ankündigen sollen, und Abreisevorbereitungen beschäftigen ihn, bis er am Donnerstag, dem 26. Oktober, früh acht Uhr von Zürich aufbricht und über Eglisau Schaffhausen erreicht. Von dort verläßt er am nächsten Tage für immer die Schweiz.

Auch dieses größte deutsche Leben ist ein schnelles unaufhaltsames Vorüberfließen, nimmt seinen Reichtum im Weiterfluge in sich auf, sieht die Erlebnisse hinter sich zurückbleiben, indes es vorwärtsjagen muß. Es ist dabei mit dem Segen oder Fluch belastet, im Fortteilen und Neuaufnehmen noch alles Gewesene, Vergangene, schon Versinkende zum Dauernden gestalten und prägen zu müssen; ewig ruhelos, unendlich beschäftigt!

AUS DEM GESAMTWERK VON WILHELM VON SCHOLZ :

- Friedrich Schiller, Stürmende Jugend, Lebensweg und -werk, Verlagshaus Bong & Co., München
Das Drama, Wesen, Werden, Darstellung der dramatischen Kunst, Verlag M. Niemeyer, Tübingen
Perpetua, Roman, 110. Tausend, Paul List Verlag, München
Unrecht der Liebe, Roman, 45. Tausend, Paul List Verlag, München
Vincenzo Trappola, Novelle, 25. Tausend, Paul List Verlag, München
Der Zufall und das Schicksal, 65. Tausend, Paul List Verlag, München
Die ausgewählten Gedichte, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh
Raum über uns, Neue Gedichte, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh
Bilder und Gestalten, Auswahl meiner Balladen, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh
Der Weg nach Jlok, Roman, 14. Tausend, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh
Die Beichte, Novelle, Insel-Verlag, Wiesbaden
Charlotte Donc, Novelle, Verlag Langen-Müller, München
Der Richter von Zalamea, Freie Nachdichtung nach Calderon, Verlag Langen-Müller, München

DIE BISHER ERSCHIENENEN DRUCKE DER ARCHE

| | | |
|--------------------|--|----------|
| Manfred Hausmann | <i>Zeit und Ewigkeit</i> | Druck 1 |
| Fritz Lometsch | <i>Häuser und Jahrhunderte</i> | Druck 2 |
| Martin Luther | <i>Von der Hoffnung</i> | Druck 3 |
| Matthias Claudius | <i>Briefe des Invaliden Görgel</i> | Druck 4 |
| Bernd Melchers | <i>Chinesische Schattenschnitte</i> | Druck 5 |
| Matthäus Merian | <i>Niederhessische Städte (Mappe)</i> | Druck 6 |
| German M. Vonau | <i>Kassel (Bauwerke einer Stadt)</i> | Druck 7 |
| Joachim Liebich | <i>Menschen unter dem Kreuz</i> | Druck 8 |
| Wilhelm Hey | <i>Daß ich was Gutes von dir lerne</i> | Druck 9 |
| Kay H. Nebel | <i>Handzeichnungen</i> | Druck 10 |
| Manfred Hausmann | <i>Die Entscheidung</i> | Druck 11 |
| German M. Vonau | <i>Cassel und Wilhelmshöhe in alten Stichen und Lithos</i> | Druck 12 |
| Karl Hch. Waggerl | <i>Die grünen Freunde</i> | Druck 13 |
| Bernd Melchers | <i>Blumen aus dem alten China</i> | Druck 14 |
| Wilhelm von Scholz | <i>Goethe in der Schweiz</i> | Druck 15 |
| Walter Passarge | <i>Der Bildbauer Kurt Lehmann</i> | Druck 16 |